

Schloss Reinbek 22.08.2021

Eröffnung der Ausstellung „...der Worte spricht, die scharf wie Scherben...“

Wolfgang Borchert – Leben * Werk * Wirkung

Am 21. November 1947 fand in den Hamburger Kammerspielen die Uraufführung des Dramas *Draußen vor der Tür* statt. Es war keine der üblichen Premieren. Tags zuvor war der Autor Wolfgang Borchert, erst 26 Jahre alt, im Baseler St. Clara-Spital gestorben. Die Premiere wurde zur Totenfeier für Borchert. Selten wohl war ein Premierenpublikum stärker ergriffen und aufgewühlt worden. Der da zu ihnen gesprochen hatte, war nicht mehr, war einer heimtückischen Krankheit erlegen, war an der Unbegreifbarkeit des Krieges und an der Wirklichkeit der Nachkriegszeit zugrunde gegangen.

Wolfgang Borchert war kein literarisches Genie und schon gar kein Frühvollendeter. Sein erstes Gedicht veröffentlichte er, 19jährig, im Hamburger Tagblatt. Es lässt kein besonderes Talent erkennen. So schreibt jeder Gymnasiast, der ein wenig empfänglich ist für den Reiz der Sprache, ihren Klang und Rhythmus. Was Borchert zum Dichter machte, was seine Sprache unverwechselbar werden ließ, seinen Stil formte, das war die leidvolle Erfahrung des Krieges. Zu dieser Erfahrung gehörte zuerst das Fronterlebnis in Russland, aber auch der Schock, den der junge Soldat erfahren musste, als er erstmals im Sommer 1943 auf Heimaturlaub kam. Wenige Tage zuvor hatten schwerste Bombardements der Alliierten seine Heimatstadt getroffen. Der Anblick des heimgesuchten Hamburg ließ die Frage nach Verantwortung für Krieg und Untergang drängender werden und machte aus dem jugendlichen Verseschmied mit einem Mal den Dichter Wolfgang Borchert.

Wolfgang Borchert wurde am 20. Mai 1921 in Hamburg geboren. Er liebte diese Stadt und wollte dort zu Hause sein:

Hamburg!

Das ist mehr als ein Haufen Steine, Dächer, Fenster, Tapeten, Betten, Straßen, Brücken und Laternen. Das ist mehr als Fabrikschornsteine und Autogetuße – mehr als Mówengelächter, Straßenbahnschrei und das Donnern der Eisenbahnen – das ist mehr als Schiffssirenen, kreischende Kräne, Flüche und Tanzmusik – oh, das ist unendlich viel mehr.

Das ist unser Wille, zu sein.

So beginnt seine Prosaskizze *Hamburg*, eine Liebeserklärung und ein trotziges Manifest zugleich. Immer wenn Borchert von seiner Vaterstadt spricht, verliert seine dichterische Sprache ihre Abwehrkraft gegen eine überkommene, durch Propagandamissbrauch und gefällige Verharmlosung des Bösen geschändete Begrifflichkeit. Nicht, dass sie dabei an Klarheit und Gradheit verlöre, aber die Farben wechseln, hellen sich auf, Optimismus stellt sich kurzfristig ein. Es sind Augenblicke des Stillstands, des Luftholens, manchmal auch Augenblicke sentimentalen Überschwangs in seiner sonst so hetzenden und rastlosen Prosa. Hamburg wird ihm zur Metapher der Hoffnung, zur Summe aller Möglichkeiten. Die weitverbreitete Festlegung Borcherts auf den Dichter eines bedingungslosen Nihilismus erfährt hier ihre vielleicht klarste Korrektur.

Nach einem Aufenthalt im Eimsbüttler Elisabeth-Krankenhaus wurde Borchert als medizinisch hoffnungsloser Fall Ostern 1946 in die elterliche Pflege entlassen. Er hat wohl insgeheim um sein nahes Ende gewusst, wohl geahnt, dass ihm nur noch eine kurze Frist gegeben war. Dort im Krankenhaus war seine erste Prosaarbeit entstanden, *Die Hundeblyme*. In den verbleibenden gut eineinhalb Jahren entstand in schneller Folge dann das Werk, das wir heute von ihm kennen. Er

schrieb im Wettlauf mit der Zeit, denn er hatte viel zu sagen. Die Fülle der Kriegserlebnisse, die Frage nach der Sinngebung des scheinbar Sinnlosen und die Suche nach Antworten drängten heran. Darin vor allem sah er seine Aufgabe: Fragen stellen, da andere schwiegen oder bereits wieder begannen, sich in der Behaglichkeit der Alltagsorgen einzunisten. Borchert fragte nach dem Warum des Krieges, nach Verantwortung und Schuld, danach, wie diese Geißel der Menschheit für immer auszurotten sei, und er musste erleben, wie diese Fragen mehr und mehr unbeantwortet blieben, wie ihm Ignoranz, Indolenz und die Trägheit der Herzen und Hirne entgegenschlugen. Er hatte nicht Teil an dieser Trägheit und wollte sie bei den anderen nicht belassen. Zu tief steckte der Stachel des Krieges in seinem Fleisch, zu fest hatten sich dessen Schreckensbilder eingebrannt. Das musste ein Ende haben; Krieg durfte es nicht mehr geben, nie mehr. Dies auszusprechen, laut und deutlich, öffentlich und immer wieder, war seine selbst gewählte Aufgabe als Schriftsteller.

Uns bleibt allein die heroische Tat, die Abenteuertat: Unser einsames Schweigen. Denn für das grandiose Gegröhl dieser Welt und für ihre höllische Stille fehlen uns die armseligsten Vokabeln. Alles, was wir tun können, ist: Addieren, die Summe versammeln, aufzählen, notieren. Aber diesen tollkühnen sinnlosen Mut zu einem Buch müssen wir haben! Wir wollen unsere Not notieren, mit zitternden Händen vielleicht, wir wollen sie in Stein, Tinte oder Noten vor uns hinstellen, in unerhörten Farben, in einmaliger Perspektive, addiert, zusammengezählt und angehäuft, und das gibt dann ein Buch von 200 Seiten. Aber es wird nicht mehr da drin stehen, als ein paar Glossen, Anmerkungen, Notizen, spärlich erläutert, niemals erklärt, denn die 200 bedruckten Seiten sind nur ein Kommentar zu den 20 000 unsichtbaren Seiten, zu den Sisyphuseiten, aus denen unser Leben besteht, für die wir Vokabel, Grammatik und Zeichen nicht kennen. Aber auf diesen 20 000 unsichtbaren Seiten unseres Buches steht die groteske Ode, das lächerliche Epos, der nüchternste, verwunschenste aller Romane: unsere verrückte kugelige Welt, unser zuckendes Herz, unser Leben! Das ist das Buch unserer wahnsinnigen dreisten bangen Einsamkeit auf nachttoten Straßen.

Wolfgang Borchert spricht hier von der notwendigen Aufgabe, wie von der Unfähigkeit des Schreibenden, Wirklichkeit wiederzugeben. Zu übermächtig stark ist diese, zu stark, um sie in Form zu bringen, stärker jedenfalls als die Phantasie und dichterische Imagination. Dennoch, es bleibt die Aufgabe des Schriftstellers, sich der Wirklichkeit schreibend zu nähern, die Wahrheit zu sagen, ungeschminkt und ohne Rücksicht.

Wer schreibt für uns eine Harmonielehre? Wir brauchen keine wohltemperierten Klaviere mehr. Wir selbst sind zu viel Dissonanz.(...) Wir brauchen keine Dichter mit guter Grammatik. Zu guter Grammatik fehlt uns die Geduld. Wir brauchen die mit dem heißen heiser geschluchzten Gefühl. Die zu Baum Baum und zu Weib Weib sagen Und ja sagen und nein sagen: laut und deutlich und dreifach und ohne Konjunktiv.

In einer der frühesten Prosaarbeiten heißt es dazu: *Der Schriftsteller muß dem Haus, an dem alle bauen, den Namen geben. (...) Wenn man ihm keinen Bleistift gibt, muß er verzweifeln vor Qual. Er muss versuchen, mit dem Löffelstiel an die Wand zu ritzen. Wie im Gefängnis: dies ist ein hässliches Loch. Wenn er das nicht tut in seiner Not, ist er nicht echt. (...) Nachts darf der Schriftsteller die Sterne begucken. Aber wehe ihm, wenn er nicht fühlt, daß sein Haus in Gefahr ist. Dann muß er posaunen, bis ihm die Lungen platzen.*

Wahrhaftigkeit verlangt Borchert vom Schriftsteller. Harmonien, Sprachschönheit, gefällige Bilder und einschmeichelnder Stil sind nichts, Wahrhaftigkeit ist alles. Sie sucht sich ihren eigenen Stil, ihre eigene Sprache und vermeidet dabei die Worte der alten Harmonielehre, die, gemessen an der historischen Wirklichkeit, ihre Ohnmacht offenbart, die Dinge beim Namen zu nennen. Der Borchert-Biograph Peter Rühmkorf spricht davon, dass sich dessen Werk streckenweise als ein Attentat auf die Kunst überhaupt ausnimmt. Das Attentat eines Harlekins – und weit weniger harmlos und um ein Bedeutendes interessanter als beispielsweise die freigewählte Unmündigkeit Dadas. Das Mittel heißt: Überstilisierung und sprachliche Extremsituation.

In einem Brief an den Redakteur des *Hamburger Anzeiger*, Hugo Sieker, schreibt Borchert:
Und nicht nur wir gehen durch eine schwere Prüfung – auch Mozart, Hölderlin oder van Gogh müssen uns zeigen, daß sie zu mehr getaugt haben als zur Füllung und Unterhaltung unserer Mußestunden!

Borcherts Sprache ist derjenigen des Expressionismus verwandt. Die Großstadtlyrik Georg Heyms wäre etwa zu nennen, aber auch Ernst Stadler Aufbruch-Dichtung und ihre „Zurücknahme der Dichtersprache in die Bewegtheit des modernen Lebens“ stehen dem Werk Borcherts nahe. Was er mit den Expressionisten gemeinsam hat, ist die Sehnsucht nach Befreiung aus den Fesseln einer überkommenden Kunst, ihrer abgestandenen Formen und schal gewordenen Inhalte; was ihn von diesen trennt, ist deren Glaube an die Möglichkeit des Neubeginns. An die Stelle von Euphorie und Aufbruchsstimmung treten bei Borchert Zukunftszweifel und Skepsis. Er ahnt, dass der Urstoff zum nächsten Krieg aus Betrieb, Gemüt, Vergesslichkeit, Programmatik und Idylle zusammengesetzt sein könnte. Dem gilt es sich zu widersetzen, dem schleudert er sein vielfach wiederholtes „Sag NEIN“ entgegen.

Diese Absage an das Bestehende und die Verweigerung eines zukünftigen Möglichen gelten auch für den Schriftsteller:

Du, Dichter in deiner Stube. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst keine Liebeslieder, du sollst Haßlieder singen, dann gibt es nur eins: Sag NEIN!

In diesem Sinn war Wolfgang Borchert ein Nein-Sager, ein unbestechlicher Zeuge, der die Wirklichkeit seiner historischen Situation gegenwärtig erfasste und darstellte. Dies ist nur wenigen gelungen. Neben ihm wären etwa zu nennen: Günter Eich, Paul Celan, Gerd Gaiser oder Ilse Aichinger. Was Borchert von ihnen unterscheidet, ist die Tatsache, dass er früher als diese sagte, was er zu sagen hatte. Das verleiht seinem Werk eine Unmittelbarkeit und Glaubwürdigkeit und trug dazu bei, „seinem Land die sittliche und literarische Achtung in der Welt zurückzugewinnen.“

Im Spätherbst 1946, in nur einer Woche niedergeschrieben, entstand die Szenenfolge *Ein Mann kommt nach Deutschland*, heute unter dem Titel *Draußen vor der Tür* einem Millionenpublikum bekannt. Es ist das Drama des Kriegheimkehrers Beckmann:

Einer von denen, die nach Hause kommen und die dann doch nicht nach Hause kommen, weil für sie kein zu Hause mehr da ist. Und ihr Zuhause ist dann draußen vor der Tür, ihr Deutschland ist draußen, Nachts im Regen, auf der Straße. Das ist ihr Deutschland.

Beckmann aus der Schneewüste Sibiriens heimgekehrt, findet seine Frau an der Seite eines anderen Mannes. Er ist müde in seiner Hoffnungslosigkeit und lässt sich aus der vermeintlichen Sinnlosigkeit seines Daseins in die Elbe fallen, die ihn aber nicht will und ihn zurück an den Strand spuckt. Ein Mädchen nimmt ihn mit, aber der Schatten ihres kriegsgefangenen Mannes treibt ihn aus dem Haus. Wohin? Beckmann will endlich wieder einmal schlafen, und so geht er zum Oberst, um ihm die Verantwortung für elf gefallene Soldaten zurückzugeben, die er auf Befehl des Oberst eingesetzt hatte und die ihn durch seine Träume verfolgen. Der martialisch verkalkte Oberst hält die traumwirren Reden Beckmanns für eine komische Nummer und verweist ihn damit ans Kabarett. Der Kabarettregisseur will Beckmanns Nummer nicht. Er trägt anstelle von Beckmanns Gasmaskenbrille drei schöne Brillen für jede Gelegenheit und weiß alles, was man über Kunst wissen muss und zu sagen pflegt. Als Beckmann die Wohnung seiner Eltern aufsucht, erzählt ihm die herzlos, geschwätzigste Nachbarin von deren Selbstmord und lässt ihn vor der Tür stehen. Selbst der feiste, rülpfende, schlachtengemästete Tod in der Gestalt des Beerdigungsunternehmers will Beckmann nicht; von dieser Sorte liegen ihm zu viele auf den Straßen herum. Der Andere schließlich, Beckmanns optimistischer Alter Ego, will ihn immer wieder ins Leben zurückziehen, doch Beckmann lässt ihn stehen. Als er aber einmal nach ihm ruft und Antwort verlangt, da ist auch der Andere nicht zur Stelle. Beckmann wendet sich direkt an den lieben Gott, doch dieser ist ein hilfloser, weinerlicher Greis, der längst schon seine Macht über die Menschen eingebüßt hat. So steht Beckmann schließlich

allein, und seine Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit münden in eine Kette von Fragen, auf die niemand eine Antwort gibt:

Und du – du sagst, ich soll leben! Wozu? Für wen? Für was? Hab ich kein Recht auf meinen Tod? Hab ich kein Recht auf meinen Selbstmord? Soll ich mich weiter morden lassen und weiter morden? Wohin soll ich denn? Wovon soll ich leben? Mit wem? Für was? Wohin sollen wir denn auf dieser Welt!

Verraten sind wir. Furchtbar verraten. Wo bist du, Anderer? Du bist doch sonst immer da!

Wo bist du jetzt Jasager? Jetzt antworte mir. Jetzt brauche ich dich, Answerer! Wo bist du denn? Du bist ja plötzlich nicht mehr da! Wo bist du Answerer, wo bist du, der mir den Tod nicht gönnte! Wo ist denn der alte Mann, der sich Gott nennt? Warum redet er denn nicht!

Gebt doch Antwort!

Warum schweigt ihr denn? Warum?

Gibt denn keiner Antwort?

Gibt keiner Antwort???

Gibt denn keiner, keiner Antwort???

Und wie steht es heute, 74 Jahre nach diesem Aufschrei auf der Bühne der Hamburger Kammerspiele? Ist die Welt eine andere geworden – das gewiss; aber sind Krieg, Gewalt und Sprachlosigkeit aus der Welt? – Nein, leider nein. Haben wir eine Antwort auf diese Fragen? Was sagen wir den Jugendlichen von heute, wenn sie nach der Lösung der uns bedrängenden Probleme fragen?

Eine Ausstellung über Wolfgang Borchert darf somit nicht nur den Versuch machen, Leben, Werk und Wirkung einer herausragenden Schriftstellerpersönlichkeit zu dokumentieren, sondern hat auch die Aufgabe, den historischen Hintergrund zu erhellen, vor dem ein Individualschicksal seine Prägung und Einmaligkeit erhält, und sie hat die Aufgabe, Bezüge zur Gegenwart aufzuzeigen.

Auf Borchert angewendet bedeutet dies, den Lebensweg einer Hamburger Familie nachzuzeichnen, deren bürgerlich Normalität und Intaktheit sie zunehmend in eine ästhetisch-moralisch fundierte Opposition zum Nationalsozialismus geraten ließ. Opposition soll hier nicht Widerstand heißen, sondern Bekundung von Unwohlsein und, namentlich bei Wolfgang Borchert, ziviler Ungehorsam und zunehmende Abscheu vor und Auflehnung gegen das herrschende Regime.

Borchert war von Beruf Schauspieler. Größen des NS-Regimes zu parodieren war ihm ebenso Ausdruck von Distanz wie von Lust am komödiantischen Spiel und brachte ihn mehrmals in die Gefängnisse der Staatsmacht.

Die Fragen, die Borchert vor 74 Jahren stellte, sind immer noch aktuell. Ihre bohrende Hartnäckigkeit erhalten sie nicht zuletzt durch eine Sprache, die ungekünstelt ist, einfach, verständlich und die Dinge schlicht beim Namen nennt. Vielleicht ist dies auch der Grund dafür, dass Borchert immer noch ein Sprachrohr von Heranwachsenden ist. Sie, die Jugendlichen, Schüler und Studenten besonders, sollen durch die Ausstellung angesprochen werden. Vielleicht werden sie auf ein Werk aufmerksam, das sich zu lesen lohnt, wie es sich überhaupt lohnt zu lesen, angesichts der Überflutung durch normierte audiovisuelle Produkte, die ausschließlich unterhaltend sein wollen und dabei häufig nur auf die niedrigsten Instinkte des Publikums zielen. Die Leere, die sie hinterlassen, kann durch die Lektüre gefüllt werden. Das Werk Wolfgang Borcherts bietet sich dafür bestens an.

Sie alle, meine Damen und Herren, bitte ich sehr herzlich, in ihrem privaten Umfeld junge Menschen über diese Ausstellung zu informieren. Die Jugendlichen, die Heranwachsenden wollen wir ansprechen und mit dem jugendlichen Wolfgang Borchert konfrontieren. Sie sprechen und verstehen heute alle die Sprache, die vor 50 Jahren Borchert schrieb. Vielleicht, dass sich an seinen Texten und an seinen Fragen jugendliches Nachdenken und Nachfragen entzündet?

Wolfgang Borchert war ein lebensfroher, geradezu lebensgieriger junger Mann, ein Erzkomödiant, der die Frauen liebte, und der mit einer kindlichen und durchaus auch sentimental Liebe an seiner Heimatstadt Hamburg hing. In der Nestwärme seines Elternhauses, im Dunstkreis und in einer Atmosphäre des Hafens, in der Nacht, bei Laternen und Sternen, war er zu Hause und blieb es. Nichts davon Unbehaustheit, im Gegenteil: Aufbegehren gegen die Zerstörung, die man diesem Zuhause angetan hatte und Zukunftsoptimismus, dieser Haufen Steine, sein zerbombtes Hamburg werde wieder auferstehen. „Was morgen ist, auch wenn es Sorge ist, ich sage: Ja“, heißt es in einem seiner nachgelassenen Gedichte. Auch wenn ihm keine Zeit mehr blieb, in dieses Nichts hinein wieder ein Ja zu bauen, so war er doch viel mehr zukunftsorientiert und zukunftsbereit, als dem Nihilisten und Neinsager Borchert angehängt wird.

Nein sagte er lediglich dort, wo es angebracht und nötig war: Nein, zu Krieg; Nein, zu Drückebergerei vor der Verantwortung; Nein, zu denen, die andere vor der Tür lassen. Sein Nein sollte getrost auch das unsere sein.

Atmen – Sehen – Gehen **Schriftbilder zu Wolfgang Borchert** von **Getraud M. Baudy**

Vor 25 Jahren hatte die Wolfgang-Borchert-Ausstellung ihre Premiere hier im Schloss Reinbek. Seither ist sie durch 5 Länder und 18 Stationen gegangen und zum 100sten Geburtstag war eine Überarbeitung, ein face-lifting, vonnöten. Ebenfalls vor 25 Jahren begleiteten Schriftwerke von Getraud Baudy die Ausstellung, und als sie diesmal anbot wieder mit von der Partie zu sein, brachten mich ihre Arbeiten auf den neuen Titel meiner Ausstellung über Borchert: „...der Worte spricht, die scharf wie Scherben...“ Diese Zeile aus einem Gedicht, das Karl Ludwig Schneider seinem Freund im Geiste als Nachruf veröffentlicht hatte, stand mir plötzlich vor Augen, beim Anschauen der Schriftbilder von Frau Baudy.

„Scharf wie Scherben“; die Metapher ging mir nicht aus dem Kopf. Scherben schneiden, bluten, hinterlassen Narben, die noch lange sichtbar sind. Dass sie für uns heute hier bleibend sichtbar sind, ist eine der künstlerischen Leistungen der Schriftkünstlerin Getraud Baudy. Da steht ein alter Küchentisch längs im Raum, unansehnlich in verblichenem Braun, mit Runzeln und Buckeln übersät, die erst auf den zweiten Blick als Buchstaben zu erkennen sind. Auf der Tischplatte steht der gesamte Text von Borcherts Erzählung „Das Brot“, ein in ihrer Kürze und schlichten Prägnanz typisches Meisterwerk der Borchertschen Prosa.

Es geht um Hunger, um eine Not, die den Nachgeborenen nur noch schwer zu vermitteln ist. 350 Gramm Brot, 32 Gramm Nahrungsmittel, 10 Gramm Fleisch oder Wurst, 4 Gramm Käse, 5 Gramm Fett, 4 Gramm Kaffee-Ersatz, das war die Tagesration für eine Person im Jahr 1945. Borcherts Erzählung schildert diese Not und seine Wahrheit wird auf dem beschriebenen Küchentisch begreifbare Wirklichkeit in des Wortes ureigenster Bedeutung. Der Hunger hat wie so viele andere Nöte auch Narben hinterlassen, und wir können sie erfühlen.

Überhaupt: Getraud Baudy nimmt die Texte beim Wort, nicht indem sie einfache Illustrationen oder reale Abbilder schafft, sondern indem sie immer nach dem Kern der Texte forscht. Einzelne Worte, Bilder, Satzketten werden dazu herbeigezogen, stehen ein für das Ganze, verweisen auf die innere Wahrheit der Texte. Dabei bedient sie sich selbst geschöpfter Papiere und sieht sich als Handwerkerin im Dienst eines Werkes, das hin zur Kunst drängt. Nichts läuft da glatt ab, nichts kommt gefällig daher, Baudys Arbeiten sind im Gegenteil ungehobelt, grob, brüchig und widerspenstig. Sie verweigert sich darin den eingefahrenen längst schon eingeübten Harmonien, gibt

der entstehenden Arbeit jedwede Freiheit, was heißen soll, auch die Freiheit der Unruhe des Aufbegehrens und der Verweigerung im Aufstand gegen die schreibende Hand.

Bei aller Sprödigkeit, bei aller Auflehnung gegen überkommene Sehgewohnheiten mangelt es den Schriftbildern aber keineswegs an ästhetischer Vollkommenheit. Gerade ihre Wucht, ihre Gewalt und ihre Materialität nehmen ein, machen die Schriftbilder zu Kunstwerken von Rang und lassen den Beschauer kaum in die Irre gehen. Es geht um engagierte Kunst, nicht ideologisch verbrämt, sondern um starke Stellungnahmen zum Leben selbst. So gesehen umkreisen die Schriftbilder die Mitte des Humanen. Und, so muss ich fragen, treffen sie damit nicht genau ins Zentrum des Borchertschen Werkes?

Wie Frau Baudy zu Wolfgang Borchert gekommen ist, das wird sie uns nun selbst sagen.

Schloss Reinbek, 22. August 2021

Bernd M. Kraske